

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 101.

Sonntag, 30. April.

1916.

Die Sonnenuhr.

(A. Fortsetzung.)

Erzählung von Gizella Gräfin Rielmannegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Etella schüttelte den Kopf, ließ sich aber doch willenslos von Bodrog in den Park führen, wo er auf einer Bank neben ihr Platz nahm und ihr zusprach: „Miklos haßt mich, er schiebt mir das ganze Unglück in die Schuhe und dieses Bewußtsein wird mich nimmer froh werden lassen. Ich werde es mein Lebenlang mit mir herumschleppen.“

Bodrog war tief ergriffen über die Trostlosigkeit des jungen Geschöpfes. Beinahe hätte er gewünscht, Spuren ihres früheren Trostes und ihres Antagonismus gegen seine Person wieder erwachen zu sehen, denn diese gänzliche Apatie gegen alles und jedes erschreckte ihn. Eine Weile saßen sie stumm nebeneinander. Jeder hing seinen Gedanken nach. Bodrog stand auf und bat Etella zu warten, da er mit dem Verwalter und Miklos zu sprechen habe. Er wollte später mit ihr zurückreiten.

Sie sah bald danach Miklos' Fahrstuhl in einiger Entfernung von der Bank, wo sie saß, Halt machen. Er lehnte ihr den Rücken zu. Der Diener entfernte sich auf Befehl seines Herrn und sie konnte beobachten, wie er das Buch, welches er auf den Knien liegen hatte, aufnahm und, nachdem er einige Minuten darin geblättert, zornig zu Boden schleuderte. Dann legte er den Kopf zurück und lag still. Etella war aufgestanden, um das Buch aufzuheben. Als sie näher kam, sah sie, daß er weinte. Tränen um Tränen rannte über die blassen, eingefallenen Wangen; es war ein trostloser herzersehnender Anblick.

Etella war an seine Seite getreten und hatte das Buch vorsichtig auf seinen Schoß gelegt. Langsam, wie aus schwerem Traum erwachend, hoben sich die Lider und einige Sekunden starrte er verständnislos in das Gesicht der einstigen Freundin, das sich über ihn beugte. Dann fuhr er wie von einer Ratter gebissen empor. Die Hornesader schwell auf seiner Stirn und das Buch erfassend, warf er es, abermals wütend, weit von sich, daß die Blätter in Fegen auseinanderflogen.

„Wenn ich es haben wollte, hätte ich es nicht fortgetrieben!“ schrie er sie an. „Was spionieren Sie um mich herum? Ich habe Ihnen schon gesagt, ich brauche keine Menschen! Ich will meine Ruhe haben! Oder ist es für Sie ein besonderer Genuß, sich an meinem Anblick zu weiden? Haben Sie noch nicht genug, was wollen Sie von mir?“

Etella war totenblau geworden, sie konnte sich kaum aufrecht halten vor Entsetzen und ein namenloses Mitleid stieg in ihrem Herzen empor. Sie faßte die Arme um die Schultern des Unglücklichen und bettete seinen Kopf an ihre junge Brust.

„Miklos, Miklos, sei doch nicht so grausam.“ Unbewußt war sie in das „Du“ der Kinderjahre verfallen. „Ich bin ja so verzweifelt und will alles tun, um dir dein Bos zu erleichtern. Laß mich immer bei dir bleiben. Wir wollen zusammen tragen. Ich werde dich pflegen und für dich sorgen und du sollst sehen, es wird noch alles gut.“

Nach dem furchtbaren Wutanfall folgte die Erschöpfung. Miklos lag apathisch in Etellas Armen und das abschabte eingesunkene Gesicht war ausdruckslos wie eine Maske. Einige Minuten herrschte Totenstille. Etella wagte nicht ihre Stellung zu verändern, und sah hilflos umher. Da gewahrte sie Bodrog, der eiligen Schrittes den Gartenweg hinaufkam. Die letzte Strecke lief er. Mit dem Ausdruck des Schreckens hielt er vor der Gruppe.

„Um Gotteswillen was ist geschehen? — Ist Miklos unwohl? Hat er einen Anfall?“

Da richtete sich der Kranke mit ungewohnter Energie empor und über sein Gesicht lag ein merkwürdiger Ausdruck von Spott, Triumph und Schadenfreude.

„Ich habe mich heute mit Etella verlobt“, sagte er kalt, „und freue mich, daß du der erste bist, dem ich es mitteilen kann.“

Eine peinliche Pause entstand. Etella hatte den Kopf tief gesenkt, um die flammende Rote zu verbergen, die ihr in die Wangen stieg. Miklos hielt ihre zitternden Hände fest umklammert, so daß sie sich nicht rühren konnte.

„Etella, Komtesse“, frag Bodrog leise, „ist das wahr?“

Statt zu antworten, sah sie aus scheuen, verschreckten Augen zu ihm empor und legte die Wangen an Miklos' Haupt. In Miklos' Augen glännte ein unheimliches Feuer, es zuckte und wetterte um seine Lippen. Bodrog erkannte, daß er kein Wort mehr sagen durfte und schwieg, um einen weiteren unersprechbaren Ausfall von des Kranken Seite vorzubeugen. Aber sein dunkles Gesicht war unheimlich fahl geworden.

„Soll ich dich nach Hause schieben?“ frag er, ruhig hinter den Wagen tretend.

„Ja, nach der Sonnenuhr“, antwortete Miklos mit heiserer Stimme. Schweigend legten die drei den Weg zurück. Miklos hatte Etellas Hand nicht losgelassen und sie ging neben dem Fahrstuhl. Vor dem Hause angelangt, sahen sie Gräfin Koltan auf der Terrasse stehen.

„Nun, Miklos, das freut mich, daß ich Sie draußen sehe“, rief sie ihm zu. Bodrog überließ den Wagen einem herbeieilenden Diener und ging der Gräfin entgegen, um ihr mit raschen Worten mitzuteilen, was sich zugefahren, und sie auf die krankhafte, nervös überreizte Stimmung Miklos aufmerksam zu machen. Das Gesicht der Gräfin verfinsterte sich und heftig entwiderte sie, daß sie Etella den überspannten Unsinn rasch gemüßig austreiben würde, sie sei doch nicht von Sinnen, zu solcher Torheit ihre Einwilligung zu geben, das wären alberne Kindereien.

„Gräfin, hier sehen Sie ein glückliches Brautpaar, das um Ihren Segen bittet.“ Miklos sprach mit dem ihm zur Gewohnheit gewordenen spöttischen, irritanten Ton. Etella stand stumm mit gesenktem Kopf neben ihm. Ihre kalten Finger lagen noch immer in seiner Hand, die sie wie im Schraubstock umklammert hielt, als wollte er sie fühlen lassen, daß es kein Entrinnen

gab. Die Gräfin versuchte der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, sie lachte und machte eine formelle Verbeugung.

„Die Herrschaften sind guter Stimmung, das freut mich.“ Dann überging sie die ganze Sache und fragte wie Miklos geschlafen, ob ihn die Lust nicht angereize und ermüde.

„Das ist momentan alles nebensächlich“, fiel er ihr ins Wort. „Wir wollen lieber gleich den Hochzeitstag festsetzen.“

Nun nahm der Gräfin Gesicht einen anderen Ausdruck an. Ernst und ruhig befahl sie ihrer Tochter ins Haus zu gehen und auf sie zu warten.

„Was denn, wozu denn? Estella kann, soll und muß hier bleiben!“ Miklos' Augen sahen herausfordernd zu Bodrog hinüber, der etwas abseits stehend mit seiner Reitgerte kleine Gänseblümchen am Rasenrand köpfte.

„Machen Sie keinen Unsinn, lassen Sie die Kinder rein! Estella kommt!“ Die Gräfin nahm ihre Tochter unter den Arm, aber er ließ sie nicht los und die Situation wurde immer peinlicher. Die Gräfin fing an, die Geduld zu verlieren, sie beugte sich zu Miklos herab und sah ihm fest und ruhig in die Augen. Langsam senkten sich seine Lider, er löste seine Finger von Estellas Hand, die, einem stummen Wink der Mutter folgend, zu Bodrog trat und sich mit ihm entfernte.

„Ich wünsche nicht, daß meine Tochter dieser Auseinandersetzung beizuohnt“, sprach die Gräfin in freundlichem Ton, ihre Hand auf seine Schulter legend. „Sie wissen, welch herzliche, treue Freundschaft mich mit Ihrer Mutter verband, und daß ich nach ihrem Tod mir vorgenommen hatte, sie Ihnen so weit als es nur möglich ist, zu ersetzen. Es war mir leicht, diesen Entschluß zu fassen, denn sie standen uns allen ja immer nahe und waren Kind in unserem Hause. Ihr Unglück traf uns schwer, wir sind in Mitleidenschaft gezogen, und Estella brach unter der Wucht der auf ihr jungen Leben einströmenden Ereignisse zusammen. Sie ist in ihrem ganzen Wesen völlig verändert. Es wäre ein schweres Unrecht, wollten Sie das Kind zu einem voreiligen, unüberlegten und entscheidenden Schritt veranlassen, dessen Tragweite sie beide nicht übersehen können! Estellas überreiztes Nervensystem macht sie schwach und willenlos, sie ist unfähig, sich auch nur im entferntesten eine Vorstellung davon zu machen, was sie auf sich zu nehmen imstande ist. Daß meine Tochter sehr an Ihnen hängt, Sie zärtlich liebt und unter dem Unglück, das Sie heftig, unsäglich leidet, das wissen Sie ganz genau. Sie ist und wird Ihnen zeitlebens die trauendste, liebevollste Freundin sein, aber dabei soll und muß es bleiben!“

Die letzten Worte wurden mit solcher Energie gesprochen, daß der bis dahin stumm zuhörende Kranke den Kopf hob, und, die Sprecherin mit spöttischem feindseligen Blicken messend, mit harter, kalter Stimme dazwischenwarf: „Das wollen wir abwarten! Ich habe Mittel und Wege, sie beide zu zwingen! — Der Bodrog soll sie wohl heimführen? Das täte ihnen allen wohl passen, aber daraus wird nichts! Der schlaue Fuchs hat mich überrumpelt, mir Versprechen und Wort abgezwungen, zu schweigen, aber ich entbinde mich selbst davon. Ich bin aufgefressen, und halte mich für verpflichtet, ihnen wenigstens reinen Wein einzuschänken.“ In steigender Erregung sprach er hastig mit überknappende Stimme und wutverzerrtem Gesicht: „Estella hat mich zum elenden Krüppel gemacht. Sie ist schuld, daß meine Mutter vor Schrecken über meinen Unfall starb. Sie hat mich aufgestachelt, geholt zu dem verdamnten Sprung! — — — Ich wollte mich nicht vor Bodrog blamieren und Zeit Lebens ausladen und necken lassen, darum tat ich es. — — — Und was der Blödsinn nach sich zog, das wissen sie. Es ist nur recht und billig, daß Estella ihre Schuld sühnt und ihnen Teil mitträgt, anstatt mit Bodrog in Freund- und Herrlichkeit durchs Leben zu bazzen und mich in meinem Elend hier ver-

kommen zu lassen . . .“ Seine Stimme brach und laut aufschluchzend barg er das Gesicht in die Hände.

„Mutter, Mutter!“ Schrie er verzweifelt, „wenn sie mir doch erhalten geblieben wäre! Sie starb für mich . . . durch Ihre Tochter!“

Die momentan weiche Stimmung war verflogen, von neuem packte ihn die himmlische Wut. „Estella soll und will meine Frau werden, damit basta!“ Er winkte einem vorübergehenden Burschen herbei und befahl ihm, den Wagen ins Haus zu schieben. „Ich bin müde, verzeihen Sie.“ Den Gut lüftend fuhr er an der Gräfin vorbei. (Fortsetzung folgt.)



Aus der Kriegszeit.

Der weiße Sonntag. Im belgischen Namur, das jetzt von unseren tapferen Truppen besetzt ist, heißt der erste Sonntag nach Ostern, der in diesem Jahre auf den 30. April fällt, *Beloten* oder *Blotten* Paeschen, was in unserer Sprache „Osteranschluß“ bedeutet. Diese Bezeichnung hält die Erinnerung daran fest, daß mit diesem Sonntag früher in der katholischen Kirche die österliche Zeit, das ist die Zeit der Osterbeichte und -kommunion, ihren Abschluß erhielt. An diesem Sonntag legten einst diejenigen, die am Osterfesttag die Taufe empfangen hatten, die weißen Gewänder ab, die sie zum Zeichen der Unschuld die Osterwoche hindurch getragen hatten, und davon ist diesem Sonntag bis zum heutigen Tag die kirchliche Benennung „weißer Sonntag“ verblieben. Die weiße Farbe war seit jeher im Gottesdienst die Farbe der Reinheit und der Heiligkeit. Im Alten Testament sind die Vorhänge und die Teppiche im Tempel, das Ornament des Hohenpriesters und die Kleider der Priester weiß. In der Apokalypse ist alles weiß, was Bezug hat auf das himmlische Reich des Lichtes und den Sieg dieses Reiches über die Finsternis. Im Kultus der katholischen Kirche heißt das lange weiße, bis an die Knöchel reichende Gewand, das der Priester statt des kürzeren weißen Chorrockes bei der Messe trägt, die *Albe*. Die christliche Kirche verlegte im Mittelalter auf den weißen Sonntag die Erstkommunion der Kinder; an diesem Brauche wird heute noch in den meisten katholischen Gegenden Deutschlands festgehalten. Die Mädchen tragen hierbei gewöhnlich weiße Kleider; sie werden auch dadurch noch besonders der Bedeutung dieses Tages gerecht. Auch in der protestantischen Kirche wurde früher die Konfirmation allgemein am weißen Sonntag abgehalten; sie wurde später zumeist auf den Palmsonntag verlegt. Es gibt aber noch heute protestantische Gegenden in Deutschland, in denen der weiße Sonntag der Konfirmationsstag ist. In der lateinischen Kirchensprache führt der weiße Sonntag nach den Namen Quasimodogeniti: „Wie neugeboren.“ Er verdankt diese Bezeichnung den Anfangsworten des Meßeinganges in der römisch-katholischen Kirche an diesem Tage.

Wie man sich in Frankreich die Kriegsslotte der Zukunft denkt. Die außerordentliche Umwandlung, die die ganze Art des Seekrieges durch das rastlose Eingreifen unserer Unterseeboote erfahren hat, gab in England und in Frankreich schon mehrmals zu Betrachtungen über die notwendige Neugestaltung der Kriegssloten Anlaß. Da alle englisch-französischen Pläne zur See völlig über den Haufen geworfen wurden, da, wie der größte Förderer der modernen englischen Kriegsslotte Sir Percy Scott selbst ausführte, „keine Flotte sich dem Auge des Flugzeuges entziehen kann und das Unterseeboot selbst am hellen Tage einen tödlichen Angriff zu machen vermag“, tauchen immer von neuem bei den Alliierten Pläne für eine diesen unerwarteten Zuständen angepasste Kriegsslotte der Zukunft auf. Wie man sich in Frankreich eine solche Flotte denkt, geht aus dem in der Umschau besprochenen Ausführungen von Olivier Guibéneno im Pariser Korrespondent hervor. Danach ist man in Frankreich — oder zumindest in der Redaktion des Korrespondent — der Meinung, daß zwar der Seekrieg selbst infolge der Tauchboote durchaus nicht sein Ende gefunden habe, daß aber die Phasen des Seekrieges, die alle auch weiterhin bestehen werden, mit Hilfe neuer Instrumente durchgeführt werden müssen, die den neuzeitlichen Zwecken anpassbar sind. Man werde an Stelle der bisherigen Kreuzer, Torpedoboote, Verstärker usw. Unterseeboote bauen müssen, die auf ihre Weise die bisherigen Funktionen der ge-

nannten Schiffstypen übernehmen. Dabei handelt es sich um zwei besondere Arten: 1. um spezialisierte Tauchboote und 2. um Unterseeboote mit ganz besonderer Geschwindigkeit. Man müsse den Torpedostandboots auch besondere mineralogische Tauchboote und Unterseebootantennentore oder Beschleunigungstauchboote hinzusetzen, welche letztere mit großkalibrigem Stielfeuergeschütz ausgestattet werden sollen. Weiter seien Unterseeboote mit leichten Panzern zur Beschließung isolierter Positionen erforderlich. Außerdem Tauchboote mit weittragenden Geschütz zum Anhalten von Handelsschiffen. Endlich Unterseefernantransportschiffe, die den genannten Unterseebooten Munition, Lebensmittel und Brennstoff zuführen müßten. Da die Geschwindigkeit das Hauptmerkmal eines Kriegsschiffes sei, müsse das Tauchboot der Zukunft sowohl über wie auch unter Wasser das Höchstmäß an Schnelligkeit zu erreichen suchen. Zu diesem Zweck schlägt der Korrespondent einen einzigen Dampfmotor vor, der durch Ausnützung des ganzen für die Triebkraft in Betracht kommenden Gewichtes über wie unter Wasser eine vergrößerte Geschwindigkeit erzielen könnte. Eine solche Konstruktion bleibt allerdings vorläufig der Redaktion des Pariser Blattes überlassen. Es gälte also, einerseits spezialisierte Tauchboote in der skizzierten Weise und andererseits Tauchboote mit außerordentlicher Geschwindigkeit zu schaffen, um der französischen Flotte der Zukunft den Sieg zu verbürgen. Ohne vom technischen Standpunkt auf die Einzelheiten der Ausführungen des Korrespondenten einzugehen, läßt sich doch an ihnen die Feststellung machen, daß man in Frankreich in diesem Kriege wenigstens die Hoffnung auf einen ausschlaggebenden Seesieg aufgegeben habe. Auch hier zeigt sich wieder der Unterschied: während bei uns die Gegenwart ihre unumstößliche Sprache redet, ist man in Frankreich wieder einmal dabei, sich selbst mit Zukunftsmusik abzuspeisen.

Englische Zepplinerkenntnis. Wenn die letzten Zepplingerangriffe auf Großbritannien selbst nicht mehr sichtbaren Schaden angerichtet hätten, als die englische Regierung sich einzugehen bequeme, so hatten sie jedenfalls den Erfolg, dem bisher noch immer von der Londoner Presse aufrecht erhaltenen Märchen von der Bedeutungslosigkeit unserer Zeppline endgültig ein Ende zu machen. In einem „Was man über die Zeppline wissen muß“ überschriebenen Artikel der „Daily News“ wird endlich der hohe Wert der deutschen Zeppline im Weltkriege offen zugegeben. „Alle die guten Leute“, schreibt das Blatt, „die uns einreden wollten, daß die Zeppline keinerlei militärischen Wert haben, befanden sich durchaus auf dem Holzwege.“ Denn diese Behauptung wäre bestenfalls richtig, wenn man unter militärischem Wert nur die direkte Verbindung in offener Feldschlacht verstände. Aber in einem weiteren Sinn haben die Zeppline sich für die Deutschen von ungeheurer Bedeutung erwiesen. Wenn sie nichts weiter vollbracht hätten als das, was sie in der Nordsee und in der Zusammenarbeit mit dem Kampf der Unterseeboote taten, so hätten sie sich schon allein dadurch vielfach bezahlt gemacht. Aber sie haben uns auch gezwungen, in England selbst die Dichter zu verdrängen und mit Beginn der Dunkelheit jeterlei Geschäftsverkehr auf eine sehr fehlbare Weise zu beschränken. Hierdurch wurde unsere Arbeitskraft vermindert und viel für wichtigere Zwecke benötigtes Geld verbraucht. Außerdem wurden wir gezwungen, zahlreiche Geschütze und Mannschaften zur Zepplinsabwehr im Lande zu befehlen, die an der Front bessere Arbeit leisten könnten.“ Dieser nunmehr einmündig aufgedämmerten Erkenntnis fügt das Blatt gleichsam als Trostmittel eine Anzahl neuer Verhaltensmaßregeln hinzu: „Da wir in Zukunft noch häufigere Luftangriffe zu erwarten haben, sollte jeder die Maßregeln beherzigen, die das Verhalten bei solchen Angriffen betreffen. Die zwei wichtigsten Punkte sind: das Licht auslöschen und Deckung suchen. Die bisher allgemein verbreitete Meinung, daß die tiefgelegenen Kellerräume den besten Schutz gegen die Zepplinbomben bieten, ist heute als durchaus irrig zu bezeichnen. Denn wenn eine stark geladene Bombe ein Haus trifft, so reißt sie meist das ganze Gebäude in Trümmer, und die in die Keller Geflüchten müssen unter den herabstürzenden Ecken und Schuttmassen zugrunde gehen. Aber auch der Aufenthalt im höchsten Stockwerk unter dem Dach ist nicht zu empfehlen: denn hier sind die Bruchstücke der explodierten Bomben und die Splitter der Schrapnells unserer Abwehrgeschütze zu fürchten. Man muß sich immer vor Augen halten, daß auch die Beschließung der Zeppline für uns insofern gefährlich ist, als die Schrapnellsplitter notwendigerweise wieder auf die Erde herabfallen müssen.“ Als bestes Schutzmittel erscheint den „Daily News“ daher das folgende, allerdings etwas

primitiv anmutende Rezept: man eile ungefähr in das mittlere Stockwerk des Hauses, bei einem vierstöckigen Haus in den zweiten Stock, bei einem fünfstöckigen in den dritten, verlaßliche sorgsam die kleinste Lichtquelle und hüte sich dabei, sich dem offenen Fenster zu nähern.

Der gegenwärtige Zustand der Bagdadbahn. Die ungeheuer ausgedehnte Strecke der Bagdadbahn, die dank den Siegen der Deutschen und ihrer verbündeten Truppen heute ganz durch unter Herrschaft der Zentaurenmacht und der Türken stehendes Gebiet verläuft, befindet sich gegenwärtig in einem Zustand des Ausbaues, dem zur endgültigen Vollendung nur noch die technische Fertigstellung einer Linie in Länge von 633 Kilometer fehlt. Da diese Strecke, die zu dem Stück von Haider-Pascha (Konstantinopel) bis Bagdad gehört, erst nach dem Kriege fertiggestellt werden soll, ist, wie im „Prometheus“ dargelegt wird, die Arbeit an diesem Viesenunternehmen, das in seiner Art ohne Beispiel dastet, zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Die letzte der während des Krieges und selbst zu Beginn des Jahres 1916 noch im Bau befindlichen Teilstrecken, nämlich die Strecke Mahie-Mamure, wurde bereits Anfang Februar dieses Jahres dem Verkehr übergeben. Da von der gesamten Länge der Linie Haider-Pascha bis Bagdad, die 2465 Kilometer mißt, nunmehr 1802 Kilometer in Betrieb stehen, ist der gesamte Bau bis auf das genannte noch dem Krieg zu vollendende Reststück von 633 Kilometer Länge endgültig durchgeführt. Der Grund für das Aufstehen der restlichen, verhältnismäßig kleinen Arbeit besteht in dem gegenwärtig naturgemäß gesteigerten Schwierigkeiten in der Beschaffung des erforderlichen Materials, auch ist die Überwindung des Geländes mit mancherlei Hindernissen verknüpft, die vor allem in der Durchquerung einer ganzen Anzahl beträchtlicher Bodenerhebungen bestehen. Das Reststück verteilt sich auf zwei Linien, nämlich auf die Linie Haider-Pascha-Meppo, von der noch die 42 Kilometer durchzuziehende Strecke von Dorak nach Karabuna zu bauen ist, sowie auf die Linie Meppo-Bagdad, von der noch das Reststück Nas-ei-tin nach Samara technisch fertiggestellt werden muß. Aber auch diese geringen Reststücke bieten heute dem Verkehr im ganzen keine ernsthaften Schwierigkeiten, da sie vorläufig durch außerordentlich gut angelegte und gesicherte Straßen ersetzt werden.

„Brandbomben“ vor 1000 Jahren. Schon oft haben Schilderungen aus dem Felde im Verlauf dieses Krieges Veranlassung zu der Beobachtung gegeben, daß manche heute verwendeten Kampfmittel den Kriegswerkzeugen in weit zurückliegenden Zeiten auf merkwürdige Weise gleichen oder doch zumindest schon vor Jahrhunderten ihre Vorläufer hatten, die durchaus nicht immer primitiv waren, sondern von außerordentlicher Geschicklichkeit in der Verwendung jedes zu Gebote stehenden Mittels zeugten. So führt das „Journal des Debats“ aus, daß die Brandbomben, die heute eine so große Rolle spielen und namentlich bei Luftangriffen vorzugsweise mit Erfolg angewandt werden, schon vor 1000 Jahren vor ausgedacht wurden. Als König Gormol, heißt es, auf seinem Marsche durch das britische Inselland die Belagerung über die Stadt Cirencester — in der heutigen Grafschaft Gloucester — verhängte, bediente er sich des folgenden strategischen Hilfsmittels, das in erstaunlicher Weise an das Abwerfen von Brandbomben aus Luftfahrzeugen gemahnt: er ließ nämlich eine Anzahl kleiner Vögel einfangen und an deren Füße ausgehöhlte Nuschalen binden. Diese Nuschalen wurden mit einem leicht entzündlichen und lange brennenden Stoff gefüllt, und hierauf wurden die Vögel in der Richtung zur Stadt gejagt. Brennend fielen die Vögel auf das Städtchen nieder und setzten so die Strohdächer und Holzdächer der Häuser in Flammen.

Der Krieg gegen die Wildschweine. Der Krieg gegen die Wildschweine, das ist nicht etwa, wie man vielleicht denken möchte, eine phantastische Bezeichnung, sondern innerhalb des gewaltigen Krieges ein Kleinkrieg, der in einzelnen Teilen des elbischen Kriegsgebietes gegen das Überhandnehmen der Wildschweine geführt werden muß. So blieb beispielsweise der Militärbehörde, der die Verwaltung der elbischen Ostkauf Sulzbach untersteht nichts anderes übrig, als einen Grenzhaufen, von Wildschweinen verheerten Wald mit Stachelndraht umzäunen zu lassen, da diese Dämon jede Pflanzung und zweckdienliche Verwendung des dem Walde benachbarten Lebens unmöglich machten, andererseits aber die Jäger trotz aller Anstrengungen mit diesem Feinde nicht fertig werden konnten. So kann es kommen, daß Waldverbauung zu Kriegszeiten gegen Feinde verschiedener Art zur Verwendung kommen können. (Berl. An.)

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts

Mr. S.



Von **Jens Cornsen.**

(Nachdruck verboten.)

„Der ist schon weggegangen, Vater.“

Als der Abendtisch abgedeckt war, zog sie sich an und ging in das Dorf. Draußen auf dem Heidehügel, der sandig und unfruchtbar als einsamer Ausläufer der Geest auftrat, war ein riesiges Reissigbündel aufgeschichtet, das für das Osterfeuer gesammelt war. Da saßen die Mädchen und sangen, erzählten sich voneinander und warteten, ob wohl die Burschen kühn genug wären, in ihren Kreis zu dringen.

Marie Bruhn ging mit der Großmagd, Tine Oldenburg. Das war ein schönes, starkes Mädchen mit vorsonnenen Blicken, deren Liebster vor 5 Jahren in Afrika gefallen war. Seitdem war sie lange zu Hause geblieben und war zu keinem Tanz und bei keiner Feier gewesen. Aber seit einiger Zeit ging sie Abends wieder aus mit den andern, und Marie Bruhn freute sich darüber, denn sie hielt sich zu ihr und hatte das ernste, ältere Mädchen gern.

Prüfend gingen sie um den Reifigberg herum und erzählten, wie sie sich die Flammen dächten und wie geheimnisvoll am lehten Ostern die tief liegenden Wolken gebrannt hätten. Und dann krochen sie zu den andern Mädchen unter die buckligen Wachholderbüsche und flüsterten sich Märchen vom Feuer, von der Hege, die hoch über dem Reifig hin und von heimlichen Sprüchen und Liedern, die man zum Brand singen müßte. Und sie lachten und wollten es nicht glauben, aber jeder merkte sich die Worte und behielt sie bei sich für die kommende Stunde.

„Weißt Du, daß einmal ein Mädchen in's Osterfeuer gesprungen ist, als sie verfolgt wurde?“ Tine Oldenburg lachte leise vor sich hin. „Aber die hat der Brand nicht berührt und sie ist nur schöner wieder herausgekommen. Ich glaube, wir könnten rein mal versuchen, ob uns das Feuer etwas tut.“

Die Jüngere nickte mit dem Kopf.

„Weißt Du, was sie von unserm Brunnen sagen? Da ist es nicht so gut gegangen.“

„Der erste Bruhn, der den Hof hatte, soll eine wunderhübsche Tochter gehabt haben, die viele gern mochten, die aber keinen haben wollte. Schließlich ist dem Bauern die Geduld gerissen, und er hat eines Tages die ganzen Burschen aus dem Dorf zu sich geladen, damit sie wählte. Aber sie ist hoffärtig geblieben und sagte, unter einem Ritter täte sie es nicht, und Bauern waren überhaupt nicht ihre Art. Das sagte sie aber vor allen Gästen, und ihr Vater, der ein großer Hegenmeister war, hat vor Wut seine eigene Tochter in den Brunnen verwünscht. Da haust sie noch heute und siebt das Wasser mit ihren Haaren klar.“

Andere sagen, sie sei ungesüßge geblieben und habe trotzig ihr schönes Gesicht im Wasser sehen wollen. Dabei habe sie sich zu tief gebückt, sodaß sie sterben mußte. Aber sie lebt weiter im Grund, schön wie nur eine, und alle Sommer darf sie drei Nächte spinnen am Rand. Hab' schon manchen gesehen, der sich Nachts um den Brunnen schlich und suchte.“

Beide lachten unsicher.

„Daß auf, Marie, daß Dir das nicht passiert!“ sagte die Magd.

„Ich will keinen auf dem Hof, solange Vater lebt,“ sagte sie trotzig.

„Aber nimm Du Dich in acht, Tine, Du tust auch so, als wenn sie Dich alle nichts angingen.“

Da lachte Tine Oldenburg leise und innig vor sich hin, nahm den Kopf der Jüngeren und küßte sie ganz plötzlich.

Marie Bruhn aber wußte nicht, wie das kam, und wunderte sich, lehnte sich an die Freundin und sann in den Abend. Und als sie so dachte, stand auf einmal das Bild ihres Vaters vor ihr, wie er die Kuh bei den Hörnern packte und zu Boden zwang. Und leise schüttelte die den Kopf und sprach in Gedanken mit ihm. „Wir bleiben zusammen, Vater und Tochter! Uns soll keiner trennen, du, wir wollen allein bleiben auf dem Hof und für einander arbeiten. Was gehn uns die fremden Menschen an!“

Die Sonne war gesunken. Im Westen war ein lehtes Glähen und umsäumte Busch und Land mit einem feurigen bunten Streif. Hoch oben am Himmel gingen Frauen in weißen Gewändern in einem dunkelragenden Dom, aus dessen Fenstern ein rotes Leuchten brach. Die Märsch dehnte sich und schien zu wachsen und höher zu steigen.

Leise begannen die Mädchen ein Lied, das zitternd durch's Dämmern klang. Da fuhr plötzlich schnaubend Karsten Bruhn's Hund durch die Heide und blieb wedelnd vor den Mädchen stehen. Tine Oldenburg stand unsicher auf. „Es wird kalt, ich will nach Haus.“ Die andere wollte folgen, aber die Großmagd hatte es eilig. „Laß, Du,“ sagte sie bittend, „ich muß noch einen Umweg machen, Marie!“

Die andern Mäde begannen zu spotten und machten Bemerkungen über Tine Oldenburg, wollten den Hund locken und meinten, der Bauer sei wohl auch nicht weit.

Marie Bruhn fühlte sich plötzlich einsam und ängstlich, so sehr, wie oft den Menschen in der Dämmerung wird. Langsam stand sie auf und wollte zum Dorfe zurück.

Da stand Miele Steinbock auf und hielt lachend die Arme vor den Weg.

„Willst wohl die beiden Liebesmenschen suchen, Du? Heut' bleibst beim Feuer, Marie!“

Das Mädchen verstand sie nicht recht und drängte schüchtern vorbei.

Der Mond stand milchig leuchtend am Himmel und warf einen grauen Schein über das Land. Nur die Nebel glänzten, als trügen sie weißes Feuer in sich.

Was wollte Miele Steinbock und was wollte Tine Oldenburg? Hatte die einen neuen Liebsten, zu dem sie spät abends ging? Marie dachte nach, schüttelte den Kopf und wußte nicht, ob sie sich freuen durfte über die Freundin.

Dann fiel ihr jäh ein, daß der Hund in der Heide war, und eine seltsame Angst überkam sie, die sie nicht zu deuten wußte. Als sie ruhiger wurde und sich besann, lachte sie plötzlich laut in den Abend hinein.

Was dachten die Mädchen? Tine Oldenburg und Karsten Bruhn? Das war ja, — sie wußte keinen Vergleich zu finden und schüttelte den Kopf. Es war ihr, wie eine schwere Sünde zu denken, daß ihr Vater ein Mädchen lieb haben konnte. Langsam trat sie an den Brunnen heran, beugte sich über und blickte tief hinein. Aber da war kein Rauschen und kein Märchen unten.

Vom Berg kam ein Schreien und Rufen. Rot leuchtete es durch die kahlen Äste. Dann schlugen lodernde Flammen auf, reckten die roten Arme und warfen sie flehend zum Himmel, wie in brünstigem Frühlingsebet.

Marie Bruhn ging über den Graben auf das Feld hinaus, von dem man weit ins Land hinein zum Heidberg sehen konnte. Da hatte der Bauer vor Jahren eine Bank schlagen lassen, auf der er oft mit ihr saß und in den dämmernden Abend blickte.

Am Wege lagen die Nebel wie Tische mit langen weighängenden Laken. Der Mond wurde klarer und spannte einen hellen Reif um sich über den Himmel. Fern drang ein verworrenes Jauchzen über das Feld, lockend und werbend, als wollte es die träge Erde wecken.

Da kam ein Laut von leisen Tritten aus dem Nebel. Die Einsame blieb stehen und horchte auf, und ihr war, als hörte sie ihres Vaters Schritt. Aber dann hörte sie Tine Oldenburgs Stimme und plötzlich hörte sie liebe, drängende Worte von Beiden.

Einen Augenblick stand Marie Bruhn besinnungslos. Ihr war, als schlügen eiserne Gitter schwer dröhnend hinter ihr zu. Dann jagte sie wie ein geschrecktes Tier den Weg hinab zum Hof, lief weiter und irrte an Gräben und Straßen entlang wohl eine Stunde, bis sie wieder vor den Ställen stand.

Da versuchte sie zu überlegen, aber ihr war, als stände sie vor etwas Unbegreiflichem. Ihren Vater, den Stolzen, den Unnahbaren um Liebesungen einer Frau betteln zu hören, war etwas, das alle ihre Sinne umwälzen mußte, das ihren heimlichen keuschen Trotz gegen ihr eigenes Werden rauh zerbrach. Sie fühlte sich plötzlich haltlos, fühlte, als sei das Unfehlbare gestürzt,

niedrig geworden vor ihren Augen, und zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich unendlich verlassen und mutterlos.

Dann überkam sie eine Angst vor dem Dorf, vor Tine Oldenborg und vor ihrem eigenen Vater. Ihr war, als könnte sie ihnen nie wieder in die Augen blicken, als müßte sie den beiden ins Gesicht schreien, wenn sie sie sah.

Ein seltsamer Zorn wurde in ihr wach, der Zorn des Mädchens, das zum ersten Male ein heimliches Bild stürzen sah. Und der packte sie wieder und wieder wie ein Bann, griff hart in ihre Gedanken und ließ sie

fühlen, als sei sie aus einer schönen, wunderschönen Welt in eine andere dunkle verschleucht.

In wunderlichen Gedanken packte sie ihre liebsten Sachen zusammen und trat aus dem Hof hinaus.

Der Nebel um die Gebäude glänzte wie weißer Marmor im Mondlicht.

Fern auf dem Hügel, der in roter Glut zu liegen schien und einen brennenden Rauch zum Himmel warf, schrien die Menschen, hatten sich an den Händen und tanzten.

Marie Bruhn aber hatte harte Augen, war stolz auf ihren jungen Troß und lief mit festen Schritten in den Abend hinaus.

Als ich das Grab meines Bruders suchte. *)

Unter vier blühenden Pfämenbäumen haben wir ihn begraben. Fichten und blühende Zweige deckten ihn zu ...

Eisig fährt der Ost,
Sonnenflammen klettern
Um den braunen Rost
Auf verwelkten Blättern.

Herbstlich feierstill
Stehen Kurlands Tannen. —
Wißt ihr, was ich will,
Dunkle, treue Mannen?

Hütet ihr ein Grab
Tief in eurer Mitte,
Drin ein Reitersknab'
Ruhet vom letzten Ritt? —

Als es Frühling war,
Zog er diese Wege
Mit der Lanzenschar,
Rüstig, rauh und rege.

Sahet ihr Flug und flint
Pferdeföpfe niden?
Karabiner hing
Ked auf seinem Rücken.

Wie ein Blütenstrauß
Bunt sein Herz und Sinnes,
Also zog er aus,
Kurland zu gewinnen! —

Ja, hier muß es sein,
Glaub' es längst zu kennen,
Ohne Kreuz und Stein,
Die den Namen nennen.

Friedlich rings herum
Weidet eine Herde,
Und ich schaue stumm
Die gesunk'ne Erde. —

Hörtest, Bruder, du
Wohl von unsern Siegen?
Darfst in guter Ruh'
Hier im Walde liegen.

Sieh, ein Riesenbrand
Sprang aus Todesfunken,
Unser ward das Land,
Das dein Blut getrunken.

Kriegslärm und Gefecht
Wird dich nimmer stören,
Nur der bunte Specht
Kacht in deinen Föhren.

Blüten wird der Wind
Dir im Frühling schicken
Und ein Hirtenkind
Wird dein Grab dir schmücken. —

Kommt der Friede bald,
Sollst du ewig reiten
Durch den Ruhmeswald
Unvergess'ner Zeiten! —

Karl Freiherr von Verleypsch.

Stanislaus Cauers Hindenburg- und Ludendorffbüsten.

Wie der Bildhauer die beiden Feldherren sieht.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Der bekannte Königsberger Bildhauer Professor Stanislaus Cauer hat als erster das Glück gehabt, die beiden großen Feldherrngestalten des Ostheeres, Hindenburg und seinen Generalsstabschef Ludendorff, „im Stein lebendig zu machen“, wie Dantekker einst von seiner Schillerbüste sagte. Dem Künstler wurde im Hauptquartier gute Gelegenheit geboten, die ewig denkwürdigen Züge der beiden Heerführer in zahlreichen Sitzungen im genauesten Studium des Lebens zu modellieren und so von den feinen, den seelischen Ausdruck bestimmenden Einzelheiten, von dem innern Geist der Gesichter unendlich viel mehr festzuhalten, als es der Maler oder gar erst der Photograph vermag. Nicht ohne Grund sind ja zumeist plastische Darstellungen die wichtigsten Vermächtnisse und treuesten Zeugnisse für die Kenntnis der Nachwelt von der äußeren Hülle, in der große Männer auf Erden wandelten. Wie wenig können uns alle Bildnisse Goethes und Schillers über die einzigartige Struktur ihrer Köpfe ausagen neben den Büsten Klauers und Schalows! Der Plastiker hat eben durch die Wesensart seiner Kunst den Vorzug, mit seinem Auge

gleichsam um den ganzen Menschen herumzugehen, ihn in allen „sinnlich-sittlichen“ Nuancen seiner Erscheinung abzutasten und einen räumlichen, dem Leben am meisten angeähnelten und doch monumentalen Eindruck zu schaffen. Die Büsten Hindenburgs und Ludendorffs, die man in ihrer endgültigen Gestalt vorläufig nur im Atelier des Meisters betrachten kann, haben deshalb außer ihrer künstlerischen Bedeutung einen hohen geschichtlichen Wert. Sie sind in ihrer realistischen Wahrheit, in ihrer fabelhaften Ähnlichkeit, die von allen Sachkennern bezeugt wird, historische Dokumente, die uns schlicht und eindringlich vor Augen führen: so sahen Hindenburg und Ludendorff zur Zeit des Weltkrieges aus, da sie ihre Namen mit ehernen Lettern in das Buch der Geschichte schrieben. Wenn spätere Generationen sich eine Vorstellung werden machen wollen vom Äußern dieser dann längst verklärten und unsterblich fortlebenden Helden, so werden sie nur auf solcher, direkt der Wirklichkeit nachgeformten Darstellung ihr Monumentalbild aufbauen können.

„Das freut mich, daß Sie auch Ludendorff modellieren; denn wir gehören nun einmal zusammen, der Chef und ich“, sagte der Generalfeldmarschall zu dem Künstler, als er zum zweiten Mal im Hauptquartier weilte, da

*) Aus dem Februarheft von „Veihagen & Klafings Monatsheften“.

ihm auch der Generalstabschef einige Sitzungen bewilligt hatte. Und sie gehören wirklich für alle Ewigkeit zusammen, die beiden Sieger von Tannenberg und Angerburg, sowie Blücher und Gneisenau, und müßig wäre es, wie man bei den beiden Strategen der Befreiungskriege immer wieder versucht hat, die Leistungen des Paares sondern und trennen zu wollen, da sie nun einmal eine unlösliche Einheit bilden. Auch hier gilt, was Goethe von Schiller und sich sagte: „Die Deutschen sollen froh sein, daß sie zwei solche Kerle haben!“ Wohl aber ist zu beachten, daß hier, wie öfters gerade in der deutschen Geistesgeschichte, zwei ganz verschiedenartige Formen der großen Persönlichkeit untrennbar miteinander verbunden sind, und dieser Gegensatz der geistigen Prägung springt aufs Deutlichste ins Auge, da man die beiden Büsten nebeneinander sieht, zumal wenn die geistvollen Erläuterungen des Schöpfers den Eindruck noch vertiefen. Wir wollen die beiden Kunstwerke mit dem Blicke des Bildhauers, der seine Modelle so scharf und eingehend studiert hat, auf uns wirken lassen, um so zu einem anschaulicheren Verständnis dieser beiden, jedem Deutschen teuren Persönlichkeiten vorzudringen.

Hindenburgs Bild ist ja heute neben dem unseres Kaisers am bekanntesten und verbreitetsten in Deutschland; von allen Wänden aus den Schaufenstern blickt es uns überall an. Und doch enthalten all diese Bilder, wenn man den Generalfeldmarschall selbst gesehen, nur eine ganz oberflächliche, nichtsagende Ähnlichkeit, nur den äußerlichen Firniß ohne die innere Beseelung. Ein strenges, grobes Gesicht scheint es zu sein mit den eckigen Formen, den tiefliegenden Augen, der breiten Nase und diesem mächtigen Schnauzbart, der an seinen dickeren Enden vom Backenbart „borgt“. Cauters Büste — und sie enthüllt uns den wahren Hindenburg — hat nichts von diesem bärbeißig-derben, von diesen leeren, hohlen Linien, die nur die flüchtigsten, ungefähren Merkmale festhalten. Bei so vielen Hindenburgbildern erkennt man ihn eigentlich nur an der Auffälligkeit seiner Barttracht, so wie schon die Soldaten ihren Divisionskommandeur nach einer gut verbürgten Anekdote „am Schnauz“ sogleich indentifizierten. Auf unserer Büste klingt die charakteristische, aber wie in der Natur ganz dünne Schnurbartlinie nur so eben mit und muß sich dem geistigen Gesamteindruck dieses nun erst hochbedeutend wirkenden Antlitzes einfügen.

Viel eher als der „Schnauz“ ist es die riesige Gestalt des Generalfeldmarschalls von 1,85 Meter, die ihm das Martialische, Gewaltige verleiht und zu einem Vergleich mit dem „Kriegsgott“ herausgefordert hat. Dieser Hüne mit seiner ganz aufrechten Haltung scheint aus seinen tiefen Augen über die Menschlein unter ihm hinwegzusehen als einer, der, dem Himmel näher als die anderen, andere höhere Dinge schaut. Wenn er aber zu jemanden spricht, dann bückt er sich, wie große Menschen tun, unwillkürlich zu ihm herunter, schiebt seine herkulischen Schultern etwas vor und dadurch erhält seine hoheitsvolle, im edelsten Sinne militärische Haltung zugleich etwas Gütiges, freundliches. Cauer hat diese straff-stramme und doch dabei vorgebückte Stellung sehr fein angedeutet, indem er mehr vom Oberkörper gab, als bei Büsten sonst üblich ist, durch eine schmalere, eher rechteckige als quadratische Form der Figur aber alles Massige nahm und ihr eine feine Gliederung verlieh. So ist schon im Umriß diese seltene Mischung von Kraft und Zartheit, von unbeugsamem Willen und weicher Menschlichkeit angedeutet, die die Wesenheit des Feldmarschalls ausmacht.

„Vom Groben ins Feine“ — das ist der Weg, den der Bildhauer bei der Gestaltung dieses Kopfes gegangen ist und den auch der Blick des unbefangenen Betrachters geht. Die breiten Wangenflächen, die eckige Form des Kopfes, die durch das kurzgeschnittene, hochstehende, graumelierte Haar verstärkt wird, die von vorn breit und kurz wirkende Nase — all das gibt dem Ge-

sicht auf den ersten Blick wohl etwas Schweres, wozu die Unbeweglichkeit dieser in leisen Nuancen sprechenden Zügen beiträgt. Aber im Profil betrachtet hat der derbe, feste Schädel etwas überraschend Zartes, feingliedriges. Die leicht gebogene, nun fast schmal erscheinende Nase hat einen äußerst vornehmen Schnitt. Die dicken, aber sehr fein modellierten Backenknochen sprechen nicht mit, so daß der Kopf geradezu lang und elegant bei aller Eckigkeit ist. Der Mund ist klein und zartlinig, meist unbewegt, wie überhaupt das ganze bedächtige ernste Gesicht. Nur manchmal ein kaum merkliches Zucken in den Falten an der Nase, ein leises Heben und Schürzen der Lippen. Das ist, wenn der Schalk, der diesen gewichtigen und gemessenen Geist ziert, hervorblitzt und ein plötzlicher, leichter Humor über der langsamen schlichten Rede des Feldmarschalls glänzt. Es ist kein Lachen, kaum ein Lächeln, doch ein Zug voll liebenswürdigster Freundlichkeit, der dann seinen Mund umspielt.

Auf dem selten bewegten, in erhabener Ruhe lebenden Antlitz ist der eigentliche Schauplatz der inneren seelischen Vorgänge die Stirn mit ihren starken Linien und markanten Falten. Aus den fest gestrafften, in intensiver Geistesarbeit gespannten Furchen über der Nasenwurzel springt uns der Ausdruck eines ehernen Willens, der zähesten Entschlossenheit entgegen, und auf den ungewöhnlich hohen Stirnhöckern thronen die Brauen so majestätisch, daß man meint, sie müßten mit ihrem Heben und Senken die Erde erschüttern wie die des Allvaters Zeus. Dies ist die Stirn eines Mannes von höchster Energie, und auf ihr steht am meisten eingegraben und kommt zum Ausdruck von der übermenschlichen Kraft, die seine Größe ausmacht. Wenn aber nicht nur eherner Wucht des Willens, sondern auch die reinste Güte und menschliche Wärme aus diesen teuren Zügen spricht, so geht das neben der Weichheit und Zartheit der ganzen Form von den Augen aus, die in tiefen Schatten unter dem Dach der Stirn liegen und doch in ihrer stahlgrauen Helle einen gedämpften, sanften Schimmer von bestrickendem Zauber ausstrahlen.

So steht in diesem Antlitz ein großer, guter, echter Mensch vor uns, ein Mann ohne Falsch, dem jede Pose welkenfern ist, ein lichter, harmonisch abgeklärter Geist, der das Leben in seinen Höhen und Tiefen durchmessen und sich zur reinen Klarheit emporgeschwungen. Wenn man auch an der „strammen“ Haltung sofort den Soldaten erkennt, so ist doch das Militärische in dieser allumfassenden Persönlichkeit mehr in den äußerlichen Abzeichen ausgedrückt, auf deren Anbringung an der Büste der Feldmarschall hohen Wert legte. Er verlangte von dem Meister statt der Stickereien der Generalsuniform seine lieben, alten Gardelitzen am Kragen, und aus dem reichen Ordensschmuck, mit dem er seine Brust bedecken kann, wählte er die vier Ehrenzeichen, auf die er den größten Wert legt: den preussischen Orden, den Pour le mérite, das Eiserne Kreuz zweiter Klasse mit Eichenlaub, die Erinnerung an 1870, den Stern des schwarzen Adlerordens, die höchste Auszeichnung, und darunter das Eiserne Kreuz erster Klasse, das Ehrenzeichen dieses Krieges. Und der Feldmarschall hat den Künstler, diese Einzelheiten recht genau auszuführen. „Die modernen Künstler behandeln diese Dinge oft nur andeutend“, sagte er, „aber wenn so etwas nicht ordentlich ist, sehen Sie, Herr Professor, das ärgert einen alten Soldaten.“

Enthüllt Hindenburgs Büste den Menschen, so zeigt Endendorfs in erster Linie den Soldaten. Es ist das Gesicht des geborenen Befehlshabers, dem das kurze Kommando, der schneidige Latonismus zur notwendigen Ausdrucksform geworden ist. Wie er so dasteht, die Brust heraus, umrahmt von dem zurückgeschlagenen, künstlerisch fein angedeuteten Militärmantel, jede Muskel gespannt, mit den großen Augen starr und geradeaus blickend — ist er jeden Zoll ein preussischer General. Die hohe, wundervoll ausgearbeitete Stirn, von der das kurze,

glatt anliegende Haar weit zurücktritt, verrät den Lenker, die stark akzentuierte, scharf hervorspringende Nase, die im Profil fast etwas Raubvogelartiges hat, bringt uns die fähne, kühle Klugheit dieses schönen Gesichtes zum Bewußtsein, das hierin wie in manchem andern kleinen Zug an Moltke erinnert. Etwas Moltkesches haben auch die dünnen, feinen, messerscharfen Lippen, die fest zusammengepreßt, fast auseinandergebissen wirken. Der Hauptausdruck dieser strengen, zurückhaltenden Züge ist in dem elastischen Munde versammelt, den der kleine, militärisch gestützte Schnurrbart nicht verbirgt und in dessen Mundwinkeln es zuckt wie das Wetterleuchten eines fernen Gewitters. Der runde, edel geformte Kopf, das kleine, weiche, angezogene Kinn mit dem leichten

Settansatz erhöhen die klare Schönheit dieses Antlitzes, und sie würde noch mehr hervortreten, könnte die Plastik auch die Farben geben: den hellen Teint des rotblonden Mannes, in dessen so rein germanischen Typus auch fremdes Blut gemischt ist, und das kalte strahlende Feuer der blauen Augen, die wie dunkle Opale funkeln und blitzen. Er ist der Geistesaristokrat, der hier vor uns steht, eine Herrscherseele, gestählt und gehärtet in der Blut eiserner Selbstucht, der Verstandesmensch neben Hindenburg, dem ahnenden, schauenden, aus den Tiefen des Unbewußten schöpfenden Genie. So stehen sie zusammen, „Herz und Kopf“, wie Blücher von sich und Gneisenau sagte: sie „gehören nun einmal zusammen“, nach des Generalfeldmarschalls Wort.

Der Seigling.

Skizze von Bellmuth Unger.

(Nachdruck verboten.)

Am Montag war Mathematikstunde. Die Untersekunda sollte ihre letzte Klassenarbeit vor Beginn der Osterferien schreiben, die für die Schlußnote bei vielen von Bedeutung war. Und diese Stunde sollte dem vierschrötigen Paul Kallius das Ende seiner Schülerlaufbahn bedeuten. Wenigstens vorläufig. Das geschah so.

Der Klassenlehrer hatte sich auf dem alten schon wackeligen Katheder niedergelassen und begann die abgebräunten und geometrischen Exempel zu diktieren. Plötzlich fragte er:

„Wo ist Imse?“

Stillschweigen zuerst. Einige Schüler wandten sich dem leeren Platze neben dem Paul Kallius' um. Mehrere lachten.

„Ist krank!“

„Wo ist die Entschuldigung?“

Der Klassenlehrer putzte umständlich mit einem roten Taschentuch seine Brille.

Der Klassenerste brachte ihm den Entschuldigungsbrief, den Frau Imse dem Anstaltsdirektor zugesandt hatte.

Aber den goldenen Rand seiner Gläser hinwegblickend überflog der Mathematiklehrer die Schrift, strich mit den Fingernägeln scharf an dem zusammengefalteten Rand des Bogens entlang, legte ihn neben das Klassenbuch.

„Ist gut.“

Ob Peter Imse diese Arbeit mitschrieb oder nicht, war schließlich gleichgültig. Er war stets der Beste in Mathematik gewesen und bekam auf dem Osterzeugnis doch seine „Eins“.

Paul Kallius dachte anders. Er wußte, daß mit dem Fehlen seines Nebenmannes sein Schicksal besiegelt war. Ja, wenn er noch eine „Drei“ unter seine Arbeit bekommen könnte! Hilfslos war er ja. Er hatte kein Verständnis für dies trockenste aller Fächer, nur die heißeste Schülernot zwang ihn, den sonst ehrlichen Kerl, abzuschreiben. Sein Freund Peter Imse hätte ihn auch aus Kameradschaftlichkeit nimmer im Stiche gelassen. Müßte der grad heute fehlen!

Der Lehrer war mit dem Diktieren fertig. Zwanzig Knabenköpfe beugten sich über leere Bogen und begannen zu rechnen. Vier Aufgaben sollten gelöst werden.

Wie mit Galgenhumor lachte Paul Kallius auf.

Ja, wenn jetzt der kleine Nachbar neben ihm säße, der würde auf den ersten Blick die Lösung kennen, ihm den Ansatz der Gleichung sagen, daß er nur ausrechnen brauchte. Er sah nur Zahlen, tote Zahlen, einige geometrische Zeichnungen. Solch ein Kram!

Ein Blick links, ein Blick rechts. Von den andern würde ihm keiner helfen. Also, selbst versuchen. Einige Minuten rechnete er.

Der Lehrer fragte:

„Hat einer schon eine Aufgabe heraus?“

Einige meldeten sich. Kallius auch.

„Was, Du auch, Kallius?“

„Ich bin bei der zweiten.“

Es war ihm trotzige Freude, die erstaunten Gesichter zu sehen. Die andern wußten doch alle, daß er keine Gleichung aufsetzen konnte. Wieder rechnete er, malte hier einen Schnörkel an eine Zahl, zog dort einen Strich, stellte eine Figur zusammen und wußte schließlich, daß er leere Bogen abgeben würde.

Dann dachte er vor sich hin, merkte gar nicht, wie die Zeit verstrich. Einen andern noch um eine Lösung heimlich bitten? Nein.

Warum mußte Peter auch krank sein! Warum hatte er am Sonnabend mitspielen müssen, wo ihm das Unglück widerfuhr?

Der Nachmittag des Sonnabends war schulfrei. In den Stunden wurde Sport getrieben, Fußball, Mallauf, Schleuderball. Peter Imse war nur selten dabei. Er war ein kleines, schwächliches Kerlchen, der mit seinen Kräften weit hinter den andern zurückstand. Kallius konnte das beurteilen. Kallius kannte jeden einzelnen genau. Er war der stärkste, allerdings auch um zwei Jahre den anderen voraus. Eigentlich mußte er schon Primaner sein.

Paul Kallius hatte seine Mathematik vergessen. Wie war das doch gewesen?

Sie hatten Mallauf gespielt, und auf seiner Partei fehlte ein Mitspieler. Die Untersekunda A spielte gegen die Obersekunda. Es ging um die Klassenehre. Darum hatte er Peter Imse bewogen, mitzuspielen. Er kannte seine Zähigkeit. Die andern dachten geringschätzig von dem Kameraden, hänselten ihn oft, vielleicht, weil sie ihm seine Kenntnisse und seinen Fleiß neideten. Paul Kallius setzte es durch, daß er mitspielte. So wars angegangen. Die Obersekunda hatte zu laufen, nachdem mit wechselndem Erfolge jede Partei einige Gutpunkte gebucht hatte, und das Spiel im Ausgleich stand. Der lange Steppendorf stand im Mal und schenkte der Obersekunda den Ball ein, der mit der Preiße zu schlagen war. Peter Imse, der schon mehrmals die vorüberlaufenden Gegner nicht abschlagen konnte, weil sie ihm an Schnelligkeit überlegen waren, fehlte wiederum den Ball, daß die Obersekunda gewann und siegte. Wie ein gereiztes Tier war da der lange Steppendorf auf den Kleinen losgestürzt. Imse lief fort. Seigling! Seigling! schrie man ihm nach. Da stand er, wandte sich dem überlegenen Gegner zu. Kallius sah, wie bleich Imse ausschaute und wie sehr er zitterte. Steppendorf wird sich doch nicht an dem Schwächeren vergreifen, hatte Kallius noch gedacht. Da wuchtete aber auch schon die Faust auf Imses Kopf. Kallius konnte grade noch dazwischen springen, als Steppendorf sich über den Hinfinkenden werfen wollte. Imse blieb liegen, während er mit dem andern rang, bis Steppendorf genug hatte. Kallius mußte Imse nach Hause bringen.

Er hatte den leise vor sich hin Weinenden zu trösten versucht. Es sei ja alles gar nicht so schlimm. Heute nach zwei Tagen war Imse immer noch krank. Es läutete. Papierrascheln. Hastiges Federkrigeln. Stimmen auf dem Klassenflur. Lachen auf dem Schulhof. „Die Hefte abgeben!“ Der Primus sammelte ein. Kallius gab leere Seiten ab.

Bis zum Schulschluß blieben noch zwölf Tage. Erst in den drei letzten kam Imse wieder zum Unterricht. Er sah seltsam bedrückt und blaß aus. Aber man hänselte ihn doch. Knabenherzen sind brutal. Einmal hatte man einen Schwachen Feigling genannt. Und der Name blieb. Keine Krafftat konnte ihn wieder auslöschen. Feigling! Feigling! In der Stunde flüsterten sie es ihm zu, auf der Straße riefen sie es ihm auch nach.

„Feigling!“ Bis Kallius nochmals eingriff und jedem einzelnen eine Tracht versprach, der Imse noch einmal kränkte. Vor Kallius hatten sie alle eine Heidenangst. Sie wußten, daß der große, gutmütige Mensch, der wegen seiner fuchsigigen Haare den Namen „Rotzschopf“ bekommen hatte, eine schwere Hand hatte.

So unterblieb der Spott. Kallius hatte übrigens durch seine völlig ungenügende Mathematikarbeit für die Schlußnote ein „Mangelhaft“ in Aussicht. Man riet ihm, da er doch nicht vorwärts komme, die Schule zu verlassen. Nur unter der Bedingung sollte ihm die Reise zugesprochen werden.

Kallius erklärte sich bereit. Kallius bekam das Einjährige. Peter Imse verlor seinen besten Freund.

In den Osterferien, an einem Sonntag, besuchte der kleine Imse seinen ehemaligen Klassenkameraden. Anhänglichkeit war es nicht allein, was ihn trieb, zwischen den beiden Schülern bestand eine wirkliche Freundschaft. Imse gab dem Klassenriesen von seinen geistigen Schätzen ab, Kallius ließ jenem seine Kraft. Und einer hatte den andern gebraucht.

Imse traf seinen Freund daheim. Wie er sich verändert hatte! Der Kleine erschrak. Kallius war auf Wunsch seines Vaters in ein Bankgeschäft eingetreten. Kallius war Kaufmann geworden und dokumentierte seine Stellung dadurch, daß er bei Peter Imses Eintreten bequem in seiner Sofaecke sitzen blieb, über die Sonntagszeitung hinwegschaute und beim Gruf die Zigarette im Munde behielt.

„Na, Kleiner?“ „Tag, Kallius!“ „Nett, daß Du Deine alten Bekannten nicht vergißt. Setz Dich. Wilst Du rauchen? Nein?“

Er ließ ein silbernes Zigarettenetui aufspringen, hielt es Imse gönnerhaft hin. Der schüttelte den Kopf.

„Ach so, Du dankst. Na ja, als Schüler soll man auch nicht rauchen. Wir Kaufleute . . .“

Kallius erzählte schmunzelnd einiges, was er erlebt hatte. . . Dann mußte Imse berichten.

Imse erzählte. Die Schule. Die Lehrer.

„Was macht die Mathematik?“ fragte der Ältere. „Ist ja mal ne kleine Schwäche von mir gewesen. Weißt Du noch?“

Und ob der Kleine es wußte. Kallius lachte, wie man im Alter längst verrauchte Erinnerungen belacht.

„Erzähle weiter!“ Imse sprach von dem und jenem. „Mit wem verkehrst Du jetzt?“ „Mit keinem.“ „Hast die Stunde nicht vergessen?“ Imse blickte vor sich hin.

„Nein. Wenn Du nicht gewesen wärest . . .!“ „Eas gut sein, Kleiner.“ Es war nicht die Rede wert. Übrigens, wenn sie Dich noch Feigling schimpfen sollten, dann mußt Du sie knuffen. Alle schlagen ja nicht gleich nach dem Kopfe wie der . . . man vergißt die Namen so leicht.“

Kallius versuchte die Stirn in Falten zu ziehen. „Du meinst Steppendorf.“

„Richtig!“

Peter Imse wollte gehen. „Hast Du's so eilig? Du wirst Dir neue Schulbücher besorgen wollen. Das ist recht! Sei fleißig, mein Junge.“

Imse wollte etwas erwidern. Er verschluckte es. „Du scheinst froh zu sein, daß Du aus der Schule heraus bist!“

„Wahrhaftig. Jetzt habe ich es kennen gelernt, was es heißt, Mensch zu sein.“

Der Kleine ging.

Das neue Schuljahr begann. Am zweiten Unterrichtstage war auf einmal Kallius wieder da.

Kallius, der Bankier!

Er wollte weiter die Schule besuchen, erklärte er, der Beruf habe ihm doch nicht behagt. Er wolle das Maturum, um studieren zu können. Das sei doch das einzig wahre!

Und der Direktor?

Er hatte ihn wieder nehmen müssen, er besaß doch das Reisezeugnis für die Obersekunda.

Kallius sagte es und hatte Recht. Peter Imse setzte sich wieder neben ihn. Wegen der Mathematik, die eine kleine Schwäche von Kallius war. Der Mathematiklehrer fauchte.

„Mensch, ich lasse Sie sitzen und wenn Sie Großvater werden.“

Kallius lächelte.

Dazu war ein ganzes Jahr lang Zeit. Der Lehrer würde schon zur Vernunft kommen. . .

In den ersten Wochen versuchte Kallius zu folgen, aber er wurde geschnitten. Es war doch ernst. Da beschloß denn Kallius, sich häuslich einzurichten.

Er hatte Zeit. Und das Studium hatte keine Eile.

Mitten in die heißen Hundstage kam die Kriegserklärung. Das war etwas Neues, Großes, Unerhörtes, das auch die Jungen anging. Während draußen die Mobilmachung der gesamten Armee vor sich ging, warfen Verordnungen über Verordnungen vom „grünen Tisch“ den ganzen Schulplan über den Haufen. Alles ging hinterdiebunter. Und die Herzen und Sinne waren nicht in die trockene Atmosphäre lateinischer und griechischer Grammatiken mehr zu zwingen.

Ob man nicht freiwillig mit konnte? Die Primaner schickten eine Abordnung von drei Mann an den Anstaltsdirektor. Der sprach von Notexamen.

Ob es nicht auch eine Notprüfung nach der Prima gab?

Man mußte alles versuchen.

Dann hieß es auf einmal, wer sich freiwillig zum Heeresdienste melde, solle zum Direktor kommen. Die Primaner erhielten einige Tage später die Notreise und rückten in die verschiedensten Garnisonen ein. Dann kamen die Sekundaner an die Reihe, bekamen zum großen Teil die Reise für Prima zugesprochen. Peter Imse gehörte auch zu den Freiwilligen. Kallius staunte, als er erfuhr, daß der Kleine bei dem Infanterie-Regiment der Heimatstadt genommen war.

Imse Soldat!

Kallius fragte ihn: „Mensch, wie hast Du das fertiggebracht?“

„Ich habe so lange gebettelt, bis sie mich genommen haben.“

„Großartig! Und da soll Dich einer noch mal Feigling nennen!“

Imse biß die Zähne in die Unterlippe.

„Ich bin nie feige gewesen!“

Am nächsten Tage war die Hälfte der Obersekundaner abgezogen.

Wochen vergingen. Der Schulbetrieb war langsam wieder in die alten Bahnen gekommen. Und doch war's anders wie vorher. Jeder einzelne hatte zu großen Anteil an dem Kriege, daß man ihn auch nur eine Stunde vergessen konnte. Da kam Kunde von großen Siegen, die gefeiert wurden. Ehemalige Schüler schrieben Karten an die Lehrer, die diese gewissenhaft den Daheimgebliebenen vorlasen.

Eigentlich waren die zu beneiden, die jetzt hinausziehen konnten, während man ein griechisches Extemporale schreiben sollte, oder für die nächste Cicero-Stunde präparieren mußte.

Eines Tages wurde Kallius gefragt, warum er sich denn noch nicht freiwillig gemeldet habe?

Oh, er wolle brennend gern gehen. Aber der Mathematiklehrer! Wenn man ihm Primareise gäbe?

Das wurde dem Direktor unterbreitet. Ein so kräftiger Mensch wie dieser Kallius und immer noch daheim. Eigentlich sei er ja ein fleißiger Schüler. Nur eben die bodenlose Unwissenheit in Mathematik, die geradezu bewundernswerte Verständnislosigkeit...

Gut, man überlegte.

Kallius sollte das Reisezeugnis nicht vorenthalten bekommen. Man wollte ihn nicht hindern. Das Primareisezeugnis! Kallius meldete sich zum Heeresdienst. Kallius wurde genommen.

Wenn man ein tüchtiger Kerl ist, kommt man im Leben auch voran, dachte er. Eigentlich könnte ich ja noch in Untersekunda sitzen.

Kallius wurde eingestellt. Er kam auf seinen Wunsch in die Kompanie, in der Peter Imse stand.

* * *

Was der Kleine in mehreren Wochen mit größter körperlicher Hingabe beim Militär gelernt hatte, konnte Kallius in wenigen Tagen. Mit spielender Leichtigkeit erledigte er seine Freiübungen und Übungsmärsche. Nur mit dem Schießen haperte es. Die Wochen vergingen wie im Fluge. Bald mußte der Zeitpunkt kommen, wo die Jungmannschaften ins Feld rückten. Vorher war Kompaniebesichtigung. Der beste Turner und Läufer war Kallius. Selbstverständlich. Kallius wurde noch vor dem Abrücken Gefreiter und zum Offiziersaspiranten vorgeschlagen. Zum ersten Male war Peter Imse neidisch auf seinen Freund. Warum blühte ihm nicht das Glück, er strengte sich doch nicht minder an? Kallius war eben der vom Leben und Schicksal Begünstigte.

Endlich kam der Tag, an dem sie die Garnison verlassen und an den Feind kommen sollten. Wohin? Das wußte keiner.

Dem Rhein zu ging die Fahrt. Also nach Westen. Köln. Der alte mächtige Dom. Der Transportzug lag mehrere Stunden in Deutz, sie konnten die Schönheit des einzigartigen Anblicks lange und voll genießen. Weiter nach Aachen und nach Belgien hinein.

Und dann umstrich die Ausgeladenen und Marschierenden flandrischer Wind, der feucht vom Meere herüberkam, von Englands Küsten.

Schlüßengrabenkrieg in Flandern, die Blicke gerichtet nach Ypern und darüber hin nach Calais.

Wie sie auf der Schulbank nebeneinander gesessen, so lagen sie jetzt unzertrennlich nebeneinander, Imse und Kallius. Nur während der Ausbildungszeit waren sie getrennt gewesen, weil der große Gefreite näher beim Flügelmann gestanden hatte.

Hier hielt wieder Freund zu Freund.

Mörderische Tage kamen fürs Regiment. Ununterbrochenes Trommelfeuer feindlicher Geschütze. Nur die unverbrauchten Nerven von Jungmannschaften konnten bei all der Grausigkeit noch ein Lachen finden, weil sie das Sterben nicht kannten.

Dem stundenlang währenden Geschosshagel folgte ein feindlicher Infanterieangriff nach dem andern.

Imse beobachtete heimlich Kallius, wie er mit ruhiger Sicherheit Patrone nach Patrone verschob. Der Mensch schien vor lauter Pflichtbegeisterung keine Erregung zu kennen. Dann versuchte der Kleine, es ihm nachzutun. Kallius würde ihn sonst für einen Feigling halten. Und doch war es so bitter schwer, auf Menschen zu schießen.

Dicht vor den Stellungen brachen die Anstürme zusammen, in solcher Nähe von den Schießscharten, daß Imse deutlich die verzerrten Züge der Verwundeten und Sterbenden erkennen konnte.

Furchtbar war das.

Das Signal zum Stürmen auf deutscher Seite. Jetzt galts. Wie ein Stier stürmte Kallius auf und voran, Seite an Seite mit dem Kompagnieführer. Das jäh aufflatternde Hurra war wie eine Erlösung nach dem stumpfen Druck des Harrens und Auslugens.

Die Kompagnien stürmten. Drahtverhaue. Über stöhnende Feinde hinweg, hinter den in die Gräben zurückflutenden her. Handgemenge. Bajonettkampf. Besitznahme der feindlichen Stellung. Gefangene. Neues Verschanzen.

Und endlich, endlich Ruhe.

Am Abend wurde Kallius zum Unteroffizier befördert und bekam vom Hauptmann das Eisene Kreuz angeheftet. Der erste, der ihm gratulierte, war Imse. Kallius strahlte.

„Halt Dich ran, Kleiner. Nun mußt Du's Dir aber auch holen. Verdient hast Du's Dir nicht weniger als ich.“

Am Frühmorgen gab es von Neuem Alarm. Der Feind wollte keine Ruhe geben. Die deutsche Artillerie hatte ihr Feuer bereits auf die zweite feindliche Verteidigungslinie gerichtet und schob sie sturmreif.

Angriff und Gegenangriffs-signal fluteten zusammen. Drüben brachen wieder die Massen hervor und drangen an. Die meisten der Kompanie hatten auch bereits die Bösung erklimmen, zauderten einige Augenblicke. Salven knatterten gegeneinander und sichelten die Reihen entlang.

Kallius bengte sich nieder und half dem Kleinen empor, schrie ihm zu, er solle sich neben ihm halten. Imse nickte.

Ein neuer Befehl.

In den Graben zurück, damit die Maschinengewehre freies Schussfeld hatten. Ein Teil der Bösung wurde wieder leer. Die Maschinengewehre spien ratternd und knackend Bleisontänen gegen den Feind. Kallius fluchte auf. Er brannte darauf, weiterzustürmen.

Imse wollte in die Stellung hinab.

„Menschenkind bleib'!“

Man rief ihnen zu.

Da sah der Kleine plötzlich, wie drüben einer im Laufen das Gewehr an die Backe riß und auf den Feind anlegte.

„Kallius!“

Imse sprang vor ihn und brach noch im Sprunge zusammen.

„Kallius!“

Der riß ihn mit, hob ihn nieder. Stand selbst gesichert. Verstand alles noch nicht, ahnte es nur.

„Junge! Imse!“

Der blickte ihn an.

„Weißt Du noch damals beim Mallauf? Wie Du mir halfst? Dank! Ich bin kein Feigling... nur schwach... Schwach... Kein Feigling.“

Kallius suchte nach der Verwundung.

Herzschuß, nichts mehr zu machen.

Der Sterbende:

„Sag mir, Kallius, daß ich kein Feigling bin. Sag's doch.“

„Du bist ein Held, Imse.“

Langsam ließ der Freund den immer schwerer werdenden Knabenkörper zur Erde gleiten.



Angst.

Skizze von L. Zielesch.

(Nachdruck verboten.)

Mit dumpfem Schall ist die schwere Haustür ins Schloß gefallen. Aufatmend steht Maria auf der Straße, durch die ein herbstlich scharfer Wind streicht. Seine herbe Liebkosung treibt ihr das Blut in die blassen Wangen. Langsam geht sie heimwärts.

Vor einer Anschlagssäule zögert Maria, und ein flüchtiger Glanz kommt in ihre Augen. „Sauft“ gab es heute und einen Beethoven'schen Symphonieabend. Maria seufzt sehnsüchtig. Wenn sie doch nicht immer so müde wäre nach Büro'schluß! Und wie stumpf und gedrückt macht das! Der Glanz in ihren Augen erlischt. Abwesend starrt sie vor sich hin und fährt zusammen, als ihr ein vernünftiges „Guten Tag, Maria“ entgegenklingt.

„Eva — du?“

„Schaust ja so verwundert drein! Kennst mich denn nicht mehr?“ lacht die elegante junge Frau.

„O — wie geht es dir? Wie blühend und hübsch du aussiehst!“

„So, findest du?“ lacht Frau Eva wohlgefällig.

„Komm, Hansel, sag' der Tante Guten Tag.“

Ein kleines Kinderhändchen schiebt sich zögernd in Marias blasse Rechte.

„Das ist dein Junge?“ fragt sie in entzücktem Staunen. „So groß ist er schon?“

„Ja — wie die Zeit vergeht — nicht wahr?“ Und ein gelassen musternder Blick gleitet über die Andere.

„Wie geht es dir denn? Immer noch im Geschäft? Hätt' ich dir eigentlich garnicht zugetraut.“

„Warum nicht?“

„Nun — wie soll ich sagen“ — überlegt Frau Eva.

„Du paßttest eigentlich garnicht dazu.“

„Inwiefern denn nicht?“

„Gott ja, — du warst immer so ausgelassen — so lebenslustig — und Stillsitzen war dir ein Greuel — früher wenigstens. Na, du magst dich verändert haben. Etwas bläglich siehst du aus.“

„Wir haben immer so viel zu tun“, murmelt Maria.

Die junge Frau sieht sie mit heimlich-herablassendem Mitleid an.

Eine Pause entsteht.

„Schon wieder Zulage bekommen?“ fragt sie dann übertrieben interessiert.

„Ja — es ist möglich!“ sagt Maria zerstreut.

„Wie nett! Aber verzeih', da kommt meine Bahn. Mein Mann erwartet mich. Wir wollen ins Theater. Hansel, sag' mich an. Adieu, Maria, es hat mich wirklich gefreut.“

*

Maria geht weiter. Daheim angelangt, schließt sie mit unsicherer Hand die Entree'tür auf und hält lauschend inne. Totenstille. — Richtig, die Mutter war ja ausgehen.

Regungslos verharrt sie im Halbdunkel. Sonderbar — wie allein ist sie doch! Wenn nun eines Tages die Mutter starb? Wie ein eiserner Ring preßt es sich langsam und hart um ihre Kehle. In hilfeschender Abwehr irren die verstörten Augen.

Was ist geschehen? Was kommt plötzlich über sie mit dunkel-drohender Gewalt?

Flüsternd, stammelnd fällt es in die Stille: „Hansel, sag' mich an“ — „mein Mann erwartet mich.“

In weher Scham stöhnt sie auf. Also Neid — ganz gemeiner Neid!

Wenn nur diese Angst nicht wäre — die atemraubende, jäh und bang sich hochbäumende, die Angst, immer und immer beiseite stehen zu müssen, wenn Andere küssen und lieben.

O — aufspringen und sich wehren können gegen den grauschweren Nebel des Alltags! Etwas tun, etwas Tolles, Verwegenes, das ihr Leben in neue frische Bahnen lenkt, das aufrüttelt aus diesem trostlosen Gleichmaß, — diesem Hindämmern in eintönig-blassen Jahren!

„Ja, wenn man wüßte, irgendwo — irgendwann — wenn auch ganz hinten in der Ferne, wartet auch auf dich ein Glück — wie würde man lachend durchs Leben schreiten und Not und Enttäuschung willig tragen!“

Ein Wehlaut, wie ein Hauch, gleitet über Marias Lippen.

Bist du dahin, junge, lächelnde Zuversicht, die du stark machst und froh, daß die Seele aufschauend still wird wie ein vertrauend Kinderherz? —

So müde ist sie — so wehr- und willenlos einer grausamen Schar flüsternder Zweifel überantwortet. „Worauf hoffst du eigentlich?“ höhnen sie. „Was erwartest du vom Glück — du armes Ding — du Törlin — siehst doch mitten in des Lebens Not! Und weilst im Land der Träume! Erwache — schau um dich! Siehst du sie, die Vielen, Vielen, die da leben gleich dir, und sich genug sein lassen müssen? — Wie lange schon harrest du in kindischem Wünschen, in haltlosem Hoffen! — Ist es nicht ein wenig — spät geworden?“

*

Jäh fährt Maria empor und greift ungestüm nach dem Spiegel.

Mit neuer unbarmherziger Schärfe bohrt sich ihr Blick hinein — angstvoll und gierig — und vor ihrem inneren Auge steht das liebreizende Bild einer anderen.

*

Und sie dagegen! So sieht sie aus? So matt, so blaß — so gar nicht jung und frisch mehr? Erbarmungslos hat die harte Fron des Tages ihren Zügen den zerstörenden Stempel aufgedrückt. Unter den Augen lagern Ringe — und da, von den Nasenflügeln beginnend, ziehen sich ganz deutliche, nadselscharfe Linien streng zu den Mundwinkeln herab. — Eine Haarsträhne hängt unschön in die Stirn.

Splitternd fällt der Spiegel.

„Törlin!“ höhnt es weiter. „Hast du es nun begriffen? Deine Jugend entgleitet dir — wie unter Fingern — unmerklich und unerbittlich!“

*

Bebend legt sich ihr aufs Herz. Wenn das Schicksal sie vergessen hat! Unbeweglich blickt sie ins Leere.

Draußen sinken dunkle Schleier immer tiefer auf den verlassenden Tag. Aus den Ecken und Winkeln des schweigenden Zimmers kriechen und wachsen lautlose Schatten empor und starren Maria aus toten, leeren Augen an, wie ein Bild des eigenen ungelebten Lebens.

Und schauernd birgt sie das Gesicht in den Händen.